



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Von einem jungen Frontoffizier: Altes und neues Heer

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Altes und neues Heer

Von einem jungen Frontoffizier

III. Frontsoldaten



n der Kaschemme am Neuen Tor, hinterm Verschlag auf Fässern und Kisten, sitzen die drei. Der Jüngste hat einen blutigen Striemen, und der zweite ein blutrotes Band. Der Alte aber, vergrämten Gesichts, trägt eine Rosa-Rosette.

„Heut ist der Tag, da dies System in allen Fugen kracht. Ein Stoß noch — und es bricht zusammen. So geht den Stoß!“

„Du bist noch jung . . . und weißt nicht, daß der Koloß sicherer fällt, zermürbt man seine Säulen . . . langsam . . . Schritt um Schritt . . .“

„Du Memme! Er hat recht. Was rieffst Du erst zur Tat und nun hast Du der Taten schon zuviel getan? Ich bin dabei. Wohl weiß ich, daß der Ansturm nur gelingt, wenn wir gemeinsam handeln. Und doch . . .! Wir wagen es und fallen wir, so soll die Tat die Blutsaat späterer Tage werden. Du aber sollst dann sehen, wie der Koloß Dich zertritt und wie als erster Du bei Paukenschlag, Parademarsch bewundernd stehen bleibst. — Doch — unser Tag kehrt wieder! . . . Komm . . . Laß den Alten!“

„Bleibt und bedenkt . . .“

* * *

Im Edenhotel, im Vestibül, sitzt der kleine General und hält die Augen geschlossen. Um ihn der Stab. Beherrschte Gesichter sagen: Gehorsam, Arbeit und Pflicht. Gesammelte Kraft in den straffen Gestalten und den kühlen, klugen Augen. Niemand spricht.

Ein krummbeiniger Husar klirrt durch den Saal. Und wächst und macht seine Meldung: „Spartakus schießt. Die Mehrheitssozialisten nicht, Herr General!“

Die Gesichter bleiben reglos. Der General öffnet ein Auge und wendet sein Gesicht zum Stab. Die Klarheit und die Ruhe dieses Auges bannen:

„Aufstieg!“

* * *

In Moabit, der Kaserne, sitzen auf Wache drei: Leutnant, Feldwebel, Bursche. Sie sitzen auf Stroh im verwüsteten Flur und der Wind bläst kalt durch die Fenstertrümmer. Der Leutnant hat ein braunes Gesicht, das frische Narben entstellen. Doch das junge Gesicht adeln zwei ernste Augen:

„Ein Kind noch, ging ich als Freiwilliger 'raus und kämpfte im Osten und Westen. Lag in Karpathen Schnee und Eis, sah Finnlands Mitternachtssonne. Syrien brannte sein Mal mir ein. Und Serbien und Mazedonien. Italien nahm die besten Kerls und die Türkei den Freund. Ich hasse das Bataillon, Generalkommando, Etappenschweine und vor allen die Heimatfront. Ich bin ein Frontsoldat. Vier Jahre Krieg schuf rastloses Blut. Ich glaube nur an das Schwert. Und lag ich vier Jahre in Feuer und Dreck, werf ich die Glinte auch jetzt nicht ins Korn. Ich liebe mein Land noch so heiß wie einst, drum bleib ich — zum Trost nun Soldat. Und wenn das Alter jetzt versagt, wir Jungen werdens schaffen!“

Der Feldwebel langsam bedächtig spricht: „Seit dem vierzehnten Jahr bin ich Soldat. Bin mit dem Soldatentum verwachsen . . . und kann nicht mehr los. Nun bin ich vierzig. Und weiß mir nichts besseres als meine Kompanie. Und wie im Frieden und wie in der Schlacht ich meinem Führer die Treue hielt: so bleibts! Herr Leutnant!“

Der letzte, der Junge von zwanzig Jahr, verrohten, vertierten Gesichtes, lacht auf: „Ich bin dabei. Solang' es noch zu fressen gibt und Schnaps und Zigaretten. Solang' man mir die Löhnung zahlt: daß morgens ich die Greta hab' und abends Pief' und Anne: Ich bin dabei! Drei Jahre lag ich im Graben-dreck, nun will ich die Jugend genießen. Und Gott und Vaterland, gewiß recht nett, sie kommen nach den Genüssen. Und doch: Mein Heimatland, verdammt noch eins, ist in der Polen Hand. Und eine Spartakistenkugel nahm den besten Freund am Brückenkopf in Köln: Ich bin dabei! Was wollt Ihr? Soll ich schießen, stechen, plündern, Postenstehn, Patrouillegehn und Feuer legen? Die liebste Waffe ist die Handgranate. Befehl, Herr Leutnant! Ja, meine zwanzig-jährigen Häufte schrei'n nach Tat und außs Zivil haut jetzt ein rechter Sturmsoldat besonders gerne ein. Ich bin dabei!“

* * *

Im Norden der Stadt, in der Schule liegen im Notquartier die Mannen. Nur Offiziere, die die Not der Zeit ließ kämpfen als gemeine Soldaten. Hausen auf Stroh und besorgen Matratzen, fangen die Flöhe und suchen die Läuse. Stehn vor der Küche und zanken sich, umkämpfen die besten Plätze zur Nacht: wie die gemeinen Soldaten. Säubern die Stuben, Klosetts und den Hof, puken Gewehre, Säbel und Pferde: wie die gemeinen Soldaten. Und abends gehts in die Stadt hinein: Reitstiefel, Sporengelirr, „Kempinski und Traube“ staunen wohl sehr: ob der gemeinen Soldaten. Der Bürger doch fühlt sich jetzt nicht geniert: denn er braucht ja die Soldaten!

Und nachts verstummt das Erzählen nicht, vom Krieg, vom Tag und der Zukunft. Nun spricht der eine und alles ist still:

„Seht, Kameraden, nun lernt ihr mehr als wie zehn Jahre vor der Front. Nun wißt ihr, warum es uns nicht gelang, den Mann zu hohen Gedanken zu zwingen . . . zu opfern. Der Kleinkram des Lebens drückt ja so sehr. Und ihn mehr als uns. Wir vergaßen das. Und wie beim Militär, so auch beim Volk. Und wie wir hier in alle Tiefen steigen und später wieder führen werden, muß auch die deutsche Führerschicht erst einmal kühn die Klassenschranken überschreiten; dann kann sie wieder von der Höhe führen. Nur wir Jungen können solche Schritte tun, sind wir doch ungebunden. Und wie die neue Wehrmacht nur die Jugend schaffen kann, kann auch dem Land nur Aufstieg von den Jungen kommen.“

* * *

Garde-Kavallerie-Schützen-Division
Berlin, den 15. Februar 1919.

Lieber Freund!

Wir haben hier auf Veranlassung der Revolutionsregierung eine (politische) Nachrichtenabteilung eingerichtet. Eine Kartothek gibt uns über jeden radikalen Führer in Deutschland Aufschluß. Unsere Agenten, Zivil und Militär, sind

unterwegs, um rechtzeitig von beabsichtigten Spartakistenputschen Nachricht zu geben. Wir brauchen das angesichts unserer geringen Stärke notwendig. Die üblen — besonders für den Offizier, der mit offenem Visier zu kämpfen gewohnt ist — verabscheuungswürdigen Nebenerscheinungen und nicht zu vermeidenden Übertreibungen des Spickeltums, müssen in Kauf genommen werden. Wir können das um so eher, als der Nachrichtendienst durch rechtzeitiges Aufdecken der Pläne und Festsetzen der Spartakistenführer Putsche und Blutvergießen verhindert.

Ich bin Frau M., einem buckligen, scharfäugigen, alten Frauchen, die als Agentin wirkt, zugeteilt. Da sie angibt, Rosa Luxemburg sei nicht tot, führt sie uns im Auto Tag und Nacht in andere Stadtteile Berlins. Ich glaube, daß sie — von Spartakus bezahlt — uns systematisch in die Irre führt. Seit zehn Tagen bin ich nicht aus den Kleidern gekommen und habe jede Nacht höchstens drei Stunden geschlafen. Einmal auf der Suche nach „unabhängigen“ Führern im Hotel Adlon, das andere Mal auf der „Eichhorn“ fährte als Matrose in einer Kaschemme. Oder ich blieb, auf der „Nadeck“ suche — der übrigens täglich Kleidung, Maske und Perücke wechselt — des nachts frierend im Auto als Schofför. Und eines nachts lief ich gar bis zum Morgen die Friedrichstraße auf und ab. Auch Zeitungsverkäufer war ich, und kleine Hunde und Zigaretten hielt ich am Potsdamer Bahnhof feil.

Der Soldat tut seine Pflicht auf jedem Posten. Doch lieber stehe ich vor der Front und freue mich über die frischen Leute, die treu an ihren Führern hängen. Wir sind eben Feldoffiziere und Feldsoldaten. Daß wir unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit in der Sorge um unsere Leute taten, das hat zum Erfolg: Wir gelten als die beste, als die disziplinierteste Truppe in Berlin . . .

* * *

Die verhältnismäßig unblutig verlaufene Novemberrevolution spornte die radikalen Sozialisten an, den angesammelten Haß gegen die Träger der alten Ordnung sich in Laten austoben zu lassen, und zum andern — nachdem sie am 9. November die Widerstandslosigkeit des Bürgertums gesehen hatten — die Diktatur des Proletariats zu errichten.

Die neue Regierung war kein Hindernis, wohl aber die Macht, welche die Revolutionsregierung zu ihrem Schutz gerufen hatte: heimgekehrte Fronttruppenteile. Deren Bekämpfung mußte schnell geschehen, ehe sich in ihnen das Bürgertum organisiert hatte. Bis zu diesem Zeitpunkt, das heißt bis zur Organisierung der Freikorps und Einwohnerwehren, wäre es dem vereinten Proletariat zweifellos gelungen, die Diktatur zu errichten. Da aber nur Spartakisten und Unabhängige Sturm liefen, mißlang der Versuch. In diesem Augenblick war eine Militärdiktatur möglich, aber es fand sich kein General, der den Mut dazu hatte. Eine Militärdiktatur wäre voraussichtlich gescheitert, wenn sie nicht imstande gewesen wäre, positive Außenpolitik zu treiben. Sinegen wäre die Diktatur des Proletariats innerlich zugrunde gegangen, weil der radikale Sozialismus nicht genügend „aufbauende“ Führer hatte und die Gegenrevolution — vom Lande — siegreich bleiben mußte.

Dem ersten im Januar erfolgten Ansturm der Linksradikalen folgten nun, die Bildung der Freikorps und der Einwohnerwehren störend und fördernd,

weitere, die aber erfolglos bleiben mußten, da ihnen die Generalstäbler fehlten, die sachlich und ruhig die Aktion und das gemeinsame Vorschlagen hätten vorbereiten können. Die linksradikalen Führer waren Volksmänner, die zu temperamentloser, klug berechnender Arbeit nicht fähig waren. So ist als Ergebnis der Teilaufstände des Jahres 1919 und als Folge des Bürgerkrieges die Stärkung der alten militärischen Machtfaktoren zu buchen und als Übergang zu dem neuen deutschen Heer, zu neuer Manneszucht: das Freikorps.

IV. Freikorps

Er erzählte in seiner raschen Art:

Unser Jägerbataillon wurde Freikorps. Ein zugkräftiges Abzeichen, ein schöner Wahlspruch war schnell gefunden. Ich bekam die Werbezentrale. 100000 Mark standen zur Verfügung. Zunächst mußte ich Reklamechef spielen. Die Zeitungen verdienten. Meine Feldwebel gingen ins hannoversche Land und warben. Sie nahmen, was ihnen unter die Finger kam: zumeist Arbeitslose. Die Kompagnieführer rangen die Hände. Die meisten brannten schon am ersten Tag mit ihrer Ausrüstung durch. Telegramm auf Telegramm — mein Briefbuch sagt zweitausend in einem Monat — ging hinaus nach Osten und Westen, Bayern und Holstein: „Vorsichtiger sein!“ Dann ging ich selbst. Vier Unteroffiziere nahm ich mit. Zahnbürste, Kamm und Seife waren meine Ausrüstung. Die Nächte wurden auf der Bahn verbracht — auf jenen fürchterlichen Kleinbahnen im Stader Land — und tags beim Gemeindevorsteher oder beim Gastwirt die Werbestelle eröffnet. Ich sah nicht viel nach Papieren. Die waren meist gefälscht. Ich sah den Leuten in die Augen. Blickten sie mich — ich war in Uniform — offen an, nahm ich die Kerls. In Trupps zu dreißig Mann setzte ich sie auf die Bahn. Auch Blut floß, wenn ein rabiaten Soldatenrat die Bahnfahrt verhindern wollte . . . Ja . . . und dann kam die Ausrüstung. Kein Depot blieb mit Anfragen verschont. Telegramme, dringende Telefongespräche, persönliche Hinreise — wir waren in Cassel, Stettin, Danzig und Königsberg, Hamburg und Nürnberg —, Bestechung, List und Gewalt brachten der Truppe Uniformen, Waffen, Bagage. Die Regierung drängte und half nicht. Was schadete es, daß wir hundert Feldtüchen zuviel hatten! Wenn nur einer der vielen Transporte uns erreichte! . . . Geld? — Ah bah! In vier Wochen war das Freikorps kampfbereit. Der Kommandeur hielt den ersten Appell. — Sie kennen seine schneidige Art:

„Ich diene nicht dieser Schandregierung. Ich diene dem Vaterland. Das will ich vor dem Bolschewismus schützen. Mein Wille gilt hier. Wer nicht pariert und keine Kameradschaft hält, fliegt fristlos. Ich, euer Führer, bin dazu da, für euch zu sorgen. Jede Stunde gehört dieser Arbeit, jede Stunde gehört dem Aufbau des Vaterlandes und einer disziplinierten Truppe. Die meine, die meiner Offiziere und die eure! Wegtreten.“

Die Leute waren still und wurden die besten Soldaten. . .

* * *

Nur der Revolutionszustand konnte in Deutschland die Wallsteinerzeit der Freikorps hervorbringen. In ihnen sammelten sich die kräftesten Gegensätze: Selbstlosigkeit und Egoismus. Soldaten aus Vaterlandsnot und Landsknechte aus Geld- und Abenteuerlust. An „ihren“ Freikorps hingen sie alle.

Die Poesie dieser Soldatenzeit erinnerte an die Freiheit der Renaissance-menschen. Freude an der raschen Tat, Freude am Genuß, am Sichausleben und an der eigenen Persönlichkeit, die nun — ohne Rücksicht auf Rang und Alter — sich entwickeln und auf dem Posten stehen konnte, zu dem Tüchtigkeit und Kräfte ausreichten.

Der Freikorpsoffizier sah Schritt für Schritt die Autorität wiederkehren. Ja, noch mehr — er wurde vielerorts der Herrgott seiner Leute. Und die Soldaten sangen das Schillersche Reiterlied anders als sonst. „Der Soldat allein ist der freie Mann“ galt mehr wie einst, wo Friedensexerzierdienst Offizier wie Soldat in seine Fesseln nahm.

Diese Soldatenzeit hatte Größe. Aus dem Nichts eines zertrümmerten Heeres heraus entstanden in Wochen kampffrohe Truppen. Aber die Freikorps lehrten Waffenliebe und Waffenstolz, Manneszucht und Kameradschaft wieder. Und wenn auch von außen die Truppe von Spartakisten herannt wurde, wenn Ehrgeiz, Egoismus und Landsknechtstum innerlich an ihr fraßen, wenn auch der einzelne Soldat verfehmt und verachtet war, so vermochten doch Pflicht und Selbstlosigkeit sich durchzusetzen und mit der Freikorpszeit als Übergang die neue Wehr vorzubereiten: Von der Scheinmacht zur Macht.

Scheinmacht, Poesie und Größe kennzeichnet auch — von Osten drohte Volkshewiteneinfall — die

„Baltikumer“.

Weltspiegel

Die Pariser Konferenz. Die Entente zwischen England und Frankreich ist der Bund eines Schnellläufers und eines Schwergewichtsringers. Der eine rasch, beweglich, anpassungsfähig, zäh, selbstbewußt, energisch, der andere am Boden haftend, langsamen Verstandes, trägen Begreifens, in Vorurteilen und Formeln befangen, eitel, rasch erschreckt, und wie alle Furcht samen gewalttätig. So verschieden geartete Charaktere können wohl in Stunden der Gefahr oder wenn zufällig unmittelbar ihr Ziel das gleiche ist, sich zu gemeinsamem Wirken zusammenfinden, aber sobald dies Ziel erreicht ist, sobald gemeinsame Not sie nicht mehr zusammenzwingt, wird es, wenn sie den in sich unnatürlichen Bund aufrecht erhalten, unvermeidlicherweise zu Streitigkeiten und unerquicklichen Auseinandersetzungen zwischen ihnen kommen müssen, die um so schärfer werden, je weniger es sich um konkrete politische Zwecke, über die sich immer reden läßt, handelt als um Weltanschauungs- und Gefühlsfragen. Der Engländer ist Kaufmann. Er ist durchaus bereit, mitleidslos — er hat es oft genug bewiesen — einen Konkurrenten niederzuringen. Aber sobald ihm das gelungen ist, steht er in dem bisherigen Feind nur noch den Käufer und Abnehmer. Er kennt (mit Ausnahme vielleicht des Iren, der eine ewige Schwäre in seiner Seite ist) weder Tod- noch Erbfeinde, denn Handel kann nicht einseitig betrieben werden. Der Franzose ist Bauer oder Rentner, er kann sich selbst genügen und haßt jeden, der ihn im Genuß dieses genügsamen Daseins stört oder den er mit dem Mißtrauen des Pfennigfuchfers der Bedrohung verdächtig. Für ihn drückt sich denn auch gewonnener Krieg am sinnfälligsten in Landgewinn aus, und daß er außer dem als selbstverständlichen Siegespreis begrüßten Elsaß-Lothringen nicht noch mindestens das linke Rheinufer als französisch bezeichnen kann, bildet den Haupt-